

## Das anstößige Christentum Martin Niemöllers

Helmut Pillau

1

Beinahe sein ganzes Leben lang fragt sich Niemöller, ob nicht der christliche Glaube durch seine kirchliche Institutionalisierung steril zu werden droht. Sie verführt etwa dazu, ein kirchenkonformes Verhalten bereits für eine Bewährung des Glaubens zu halten. Derjenige, der penibel die innerkirchlichen Anforderungen erfüllt, meint ein guter Christ zu sein. Bei Niemöller wird dieser Zweifel an einer Organisierbarkeit des christlichen Glaubens vor allem durch eine schockierende historische Erfahrung genährt. Zu Beginn des „Dritten Reiches“ muss er erleben, wie wenig doch die imposante Organisation der evangelischen Kirche in Deutschland vor ihrem fast vollständigen geistlichen Ruin bewahrt. Einige Jahre nach dem Ende des Krieges, im Jahre 1949, konstatiert er:

„[...] die Deutsche Evangelische Kirche von 1933 war sicherlich ein imponierendes Gebäude, aber es fiel über Nacht in Trümmer, weil in ihm keine Stimme des Bekenkens laut wurde, als in jener bekannten Sportpalastveranstaltung von 1933 die Herrschaft Jesu verneint wurde.“<sup>1</sup>

Ähnlich äußert sich Niemöller noch fünfundzwanzig Jahre später, nämlich bei einem Vortrag im Jahre 1974. Hier verwendet er den Begriff des „Apparates“, um die Tendenz der Kirche zu einer bürokratischen Selbstgenügsamkeit in den Blick zu bekommen. Indem sich die Kirche, verführt durch die Seinsweise weltliche Organisationen, auf das Funktionieren des Apparates konzentriert, hört sie auf, „Gemeinde Jesu Christi zu sein“<sup>2</sup>. Der Maßstab, an dem Niemöller die Entwicklung seiner Kirche misst, hat sich offensichtlich durch seine Erfahrungen mit der „Bekennenden Kirche“ im „Dritten Reich“ gebildet. Da sich der kirchliche Apparat damals als Maske einer geistlichen Paralyse erwiesen hatte, war das kirchliche Leben nur durch die Initiative einzelner aufrecht zu erhalten. Die „Bruderräte“ sollten abseits allen amtlichen Gepräges dafür sorgen, dass sich diese Initiativen entfalten konnten. Ihre Flexibilität entsprach der Autonomie dieser einzelnen und gewährleistete zugleich das Überleben der Kirche unter den repressiven Bedingungen des „Dritten Reiches“.

In der letzten Predigt vor seiner Verhaftung, am 25. Juni 1937 in Berlin-Dahlem gehalten, arbeitet Niemöller scharf den Unterschied zwischen einem Verhalten im pragmatischen Sinne und einem Verhalten im Sinne des Glaubens heraus. Er legt dafür eine Episode der Apostelgeschichte (5,34-42) zugrunde. Hier diskutiert der „Hohe Rat“ darüber, wie mit den

---

<sup>1</sup> Martin Niemöller: „Warum wollt ihr sterben...“ (Aus: „Die Stimme der Gemeinde“. Monatsschrift der Bekennenden Kirche, Stuttgart 1949, Nr. 19.) In: Martin Niemöller: „Was würde Jesu dazu sagen?“. Reden-Predigten- Aufsätze 1937 bis 1980. Hg. von Walter Feurich unter Mitarbeit von Carl Ordnung. Berlin: Union-Verlag 1980, S. 63-64.

<sup>2</sup> Ebd., S. 208.

Aposteln angesichts ihres kompromisslosen Bekenntnisses zu Jesus Christus zu verfahren sei. Der Pharisäer Gamaliel empfiehlt dabei eine pragmatische Haltung: Statt von vornherein zu intervenieren, solle man lieber den Erfolg oder Misserfolg dieser – vielleicht sowieso nur kurzlebigen – Aktivitäten der Apostel abwarten. Obwohl Niemöller diese rationale und pragmatische Betrachtungsweise Gamaliels respektiert, lehnt er sie doch entschieden für sich und seine Gesinnungsgenossen ab. Sich in ihrem Verhalten am Maßstab des Erfolgs zu orientieren, bedeutete für Christen, ihren Glauben einem weltlichen, d. h. pragmatischen Kalkül unterzuordnen. Indem man den christlichen Glauben auf eine vermeintlich kluge Weise absichert, gibt man in Wahrheit diesen Glauben als Richtschnur für das eigene Verhalten auf:

„Für uns Christen aber bedeutet der Rat des Gamaliel, so gut, ehrlich und fromm er immer gemeint sein mag, und wenn ihn auch Gott benutzt hat und auch heute benutzen kann, seiner Gemeinde zu helfen, eine ernste Versuchung, indem er uns überreden möchte, auf das Sichtbare, auf den Erfolg zu schauen, unseren Glauben irgendwie auf Erfahrungen zu gründen. Und diese Versuchung hat mehr Macht über uns, als wir uns vielleicht eingestehen;[...]“<sup>3</sup>

Als Niemöller nach dem Kriege wieder in der Kirche aktiv wurde, schöpfte er wesentlich aus solchen Einsichten, eben den grundlegenden Einsichten der „Bekennenden Kirche“. Die evangelische Kirche war nach seiner Meinung nur dann auf einem guten Weg, wenn sie sich nicht von dem „weltlichen“ Maßstab des Erfolgs blenden ließ. Zu seiner Enttäuschung sollten aber die Erfahrungen der „Bekennenden Kirche“ beim kirchlichen Wiederaufbau keine bestimmende Rolle spielen.<sup>4</sup> Man arbeitete vor allem an einer institutionellen Restauration, wodurch die evangelische Kirche nach Niemöller eine „katholische Schlagseite“<sup>5</sup> bekam. Niemöller identifiziert Otto Dibelius, den Bischof von Berlin und Brandenburg, als den repräsentativen Exponenten dieser Entwicklung und damit auch als seinen wichtigsten Widersacher.<sup>6</sup> Signifikant für ihre Gegensätzlichkeit war, dass Dibelius auf den Titel des „Bischofs“ Wert legte. Auf die Aura eines kirchlichen Amtes, wie sie in der katholischen Kirche systematisch kultiviert wurde, kam es ihm an. Mit der Bezeichnung seines eigenen Amtes: „Kirchenpräsident von Hessen-Nassau“ setzte sich Niemöller bewusst davon ab.

<sup>3</sup> Ebd., S. 29-30.

<sup>4</sup> Vgl. hierzu die Schilderung Niemöllers über die Anfänge der evangelischen Kirche nach dem Kriege in seinem Artikel über „Dreißig Jahre Bundesrepublik“ von 1979 ebd., S. 248.

<sup>5</sup> Ebd., S. 280.

<sup>6</sup> „Und mit Dibelius waren wir wieder ganz im 19. Jahrhundert drin. Er hat nach dem Motto geschaltet: ‚Hauptsache, daß die ganze Kiste funktioniert. Wovon Brunotte [Präsident der Kirchenkanzlei der EKD H.P.] mich überzeugt, das wird gemacht, das andere wird nicht gemacht. Im übrigen den ganzen Kram zusammenhalten, nicht wieder Brüder auftreten lassen wie 1933 oder 1945.‘ Und das wurde nun ja diese Dibelius-Zeit in der Kirche.“ Niemöller in einem Interview mit einem Redakteur der „Neuen Stimme“ von 1980. Ebd., S. 282.

Er reagierte polemisch auf die Entwicklung seiner Kirche. Eine Tendenz zur „Pastorenkirche“<sup>7</sup> meinte er zu entdecken. Indem das Denken von geistlichen Experten in ihr tonangebend wurde, glitt sie unmerklich in eine „Getto“-Existenz ab.<sup>8</sup> So gut man sich nun untereinander verstehen konnte, so wenig wurde man noch von den Leuten draußen, der „Gesellschaft“, verstanden.

Das Bedürfnis, in der Kirche selbst einen Halt zu gewinnen, zeugt nach Niemöller nur von einem schwindenden Sinn für das Wagnis des Glaubens. Das fleißige Hersagen kirchlicher Glaubensformeln, das „Bekenntnis“, tritt dann an die Stelle des persönlichen und riskanten „Bekennens“.<sup>9</sup> Dies bezeichnet Niemöller als „die eigentliche Todsünde der sogenannten intakten Kirche.“<sup>10</sup> In einem frühen Aufsatz von 1949 umkreist er dieses Selbstmissverständnis der Kirche, indem er das Wort Jesu: „Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren“ auf sie anwendet. Sofern „Glauben“ Souveränität gegenüber den üblichen, „weltlichen“ Sicherheiten bedeutet, weist die dauernde Mühe um eine Stabilisierung der Kirche auf einen Mangel von Glauben, sogar auf „Unglauben“ hin: „Die Kirche Jesu Christi stirbt nur an der Sorge und Angst um ihr Leben; denn solche Sorge und Angst ist Unglaube und Verleugnung des lebendigen Herrn.“<sup>11</sup>

Dass es Niemöller nicht nur um eine Infragestellung des traditionellen kirchlichen Lebens, sondern auch um eine Regeneration dieses Lebens geht, zeigt sein Vortrag vor dem deutsch-französischen Bruderrat im Mai 1960. Statt bloß sein Unbehagen an einer frommen Selbstgenügsamkeit der Gemeinde zu äußern, räumt er die relative Berechtigung eines solchen Zustandes ein. Legitim scheint ihm dieses Insichgehen zu sein, wenn es ein Ausschiherausgehen vorbereitet. Die Gemeinde schöpft in der Besinnung auf Gott, also im „Gottesdienst“, Kraft, um sich mit der „Welt“ auseinanderzusetzen. Niemöller sieht hier eine Dialektik von „Versammlung“ und „Zerstreuung“ am Werk, durch die sich die Kirche bewähren könnte. Die Distanz der Kirche gegenüber der Welt würde nun deswegen nicht zur Abkapselung, also zu seiner „Getto“-Existenz, führen, weil sie sich als Voraussetzung für ein Engagement innerhalb der Welt entpuppte. Niemöller gebraucht hier auch die Begriffe: „kirchlich-gottesdienstliche Gemeinde“ und „nachgottesdienstliche Gemeinde“, um diese Metamorphose der Kirche zu beschreiben:

„Ganz praktisch will man heute damit mehr zum Ausdruck bringen, daß es nicht nur eine kirchlich-gottesdienstliche Gemeinde gibt, sondern auch eine ‚nachgottesdienstliche‘ Gemeinde, deren Glieder in die Welt

<sup>7</sup> Ebd., S. 128 (Vortrag von 1960)

<sup>8</sup> „Die Kirche wurde darüber zum ‚Ghetto‘ in der Welt.“ Ebd., S. 129 (Rede von 20. 1. 1960 in Saarbrücken).

<sup>9</sup> Ebd., S. 278 (Interview von 1980).

<sup>10</sup> Ebd.

<sup>11</sup> Ebd., S. 70 (Aufsatz in: „Stimme der Gemeinde“, Monatsschrift der Bekennenden Kirche, 1949, Nr. 1 )

hinausgestreut werden wie die Salzkörner, um in der Welt ihre Verantwortung zu leben und ihre eigentliche Funktion zu erfüllen.“<sup>12</sup>

## 2

Erst durch den Schock des „Dritten Reiches“ kommt Niemöller ganz zu Bewusstsein, wie gründlich der christliche Glaube bislang zur Rechtfertigung eigener Lebensgewohnheiten, Vorurteile und Interessen in Anspruch genommen wurde. Man pries Gott und dachte dabei doch nur in erster Linie an sich selbst mit seiner „satten und gesicherte(n) Bürgerlichkeit“<sup>13</sup> sowie seinen nationalen Ambitionen. Nach dem Kriege ist Niemöller leidenschaftlich daran interessiert, aus dieser Diagnose die richtigen Konsequenzen zu ziehen. So willfährig der christliche Glaube bislang gegenüber Lieblingsprojekten der Leute gewesen war, so entschieden hätte er sich nunmehr dagegen zu verwahren. Niemöller versteht ihn als geheimen Gegenpol zu jeglichem Opportunismus, mit seinen Worten: „als radikale Absage gegenüber dem normalen Denken und Wollen“<sup>14</sup>. Diese Wirkung soll der Glaube auch in seinem eigenen Leben entfalten. Niemöller erschrickt nun darüber, wie selbstverständlich er in seiner Jugend sein aggressives nationales Engagement mit dem christlichen Glauben identifiziert hatte. Davon distanziert er sich nun entschieden: „Ich bin aufgewachsen als Nationalist und Militarist, das war damals anständig, das galt als christlich, und dabei hatte man ein gutes Gewissen.“<sup>15</sup>

Auf eine Frage seines Gesprächspartners Günter Gaus muss er einräumen, vom traditionellen Antisemitismus seiner Zeit infiziert worden zu sein.<sup>16</sup> Nun verhilft ihm der christliche Glaube dazu, sich zu ändern. Mögliche Antipathien werden durch eine neue, christliche Einstellung zum Anderen entkräftet:

„Erst sehr viel später, im Konzentrationslager, ist mir dann wirklich überzeugend aufgegangen, daß ich mich als Christ nicht nach meinen Sympathien oder Antipathien zu verhalten habe, sondern daß ich in jedem Menschen, und wenn er mir noch so unsympathisch ist, den Menschenbruder zu sehen habe, für den Jesus Christus an seinem Kreuz gehangen hat, genau so wie für mich [...]“<sup>17</sup>.

Sein neues Verständnis des christlichen Glaubens verhilft ihm zwar nicht dazu, zu einem ganz neuen Menschen zu werden. Es vermag aber doch die Dominanz alter aggressiver Überzeugungen und Vorurteile zu brechen. Niemöller spricht in diesem Zusammenhang von

---

<sup>12</sup> Ebd., S. 131.

<sup>13</sup> Ebd., S. 73.

<sup>14</sup> Ebd., S. 135 (Vortrag von 1960).

<sup>15</sup> Ebd., S. 96 (Vortrag vom 25. 1. 1959).

<sup>16</sup> Vgl. hierzu: Martin Stöhr, „...habe ich geschwiegen“. Zur Frage eines Antisemitismus bei Martin Niemöller. Artikel der „Martin Niemöller Stiftung“: <http://www.martin-niemoeller-stiftung.de/4/zumnachlesen/a100>

<sup>17</sup> Ebd., S. 189.

der Möglichkeit zur „Selbstüberwindung“<sup>18</sup>, die dem christlichen Glauben innewohne. Dies bedeutet aber auch, dass bei ihm mit Widersprüchen zu rechnen ist. Das Selbst, das zu überwinden wäre, besitzt doch seine eigene Schwerkraft. Jüngst sind etwa solche Ungereimtheiten angesichts seines dienstlichen Umgangs mit dem ehemaligen SS-Mann Ziegler aufgedeckt worden.<sup>19</sup>

Niemöllers scharfer Blick für die politische und besitzbürgerliche Korrumpierbarkeit des Christentums prädestiniert ihn dazu, nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges die Kirche zu einer kritischen Selbstüberprüfung aufzurufen. So arbeitet er maßgeblich an dem „Stuttgarter Schuldbekennnis“ der evangelischen Kirche von 1945 mit. Wie Walter Feurich in seiner Einleitung zu einer Ausgabe von Texten Niemöllers sagt, trat er in seiner Heimat zunächst als der „unerbittliche Buß- und Schuldprediger“<sup>20</sup> hervor.

Für Niemöller gehört der Praxisbezug unabdingbar zum christlichen Glauben. Auch wenn dieser Glaube eine Distanz gegenüber gesellschaftlichen oder „weltlichen“ Interessen ermöglicht, so darf er doch nicht auf einen Rückzug von der Gesellschaft oder der „Welt“ hinauslaufen. Da die fromme Einkehr in sich selbst zugleich eine Abkehr von dem Anderen, dem „Nächsten“, bedeutet, kann sie einen sublimen Verrat des Glaubens anzeigen. Die Orientierung am christlichen Glauben bedeutet also für Niemöller nicht, dem Handeln zu entsagen, sondern auf eine nonkonforme Weise zu handeln. Man handelt als Christ, ohne dabei den üblichen Kriterien des Handelns zu entsprechen. Wie die öffentlichen Aktivitäten Niemöllers zeigen, kann der Christ unter diesen Bedingungen wie ein Querkopf erscheinen. Dies hätte er aber auszuhalten.

Niemöller orientiert sich in dieser Hinsicht vor allem an der Bergpredigt. Wie wenig der christliche Glaube mit den „weltlichen“, d. h. individuellen und politischen Interessen zu vereinbaren ist, wird ihm vor allem angesichts der Bergpredigt bewusst. Er erinnert sich daran, dass während des ersten Weltkrieges von gelehrten Theologen ein „Moratorium der Bergpredigt“<sup>21</sup> verkündet wurde: „Für die Zeit unseres Erdendaseins [sollte sie] suspendiert“ werden.<sup>22</sup> So sprachen nach Niemöller auch Theologen einige Jahre später, also kurz vor dem Beginn des „Dritten Reiches“. Sie waren sich nicht bewusst, „daß sie damit Hitler und seinem Faschismus grünes Licht gaben.“<sup>23</sup>

<sup>18</sup> Ebd., S. 94 (Vortrag, gehalten in Kassel am 25. 1. 1959).

<sup>19</sup> Vgl. Manfred Gailus: „Bruder Ziegler“. In: „Die Zeit“ Nr. 8, 15. 2. 2007, S. 92.

<sup>20</sup> Ebd., S. 22.

<sup>21</sup> Ebd., S. 103 (Rede vom 20. 1. 1960 in Saarbrücken).

<sup>22</sup> Ebd., S. 266 (Vortrag in Kirchheimbolanden am 25. 1. 1980).

<sup>23</sup> Ebd.

Durch die Orientierung an der Bergpredigt wird es nach Niemöller möglich, sich in der gesellschaftlichen Praxis von den üblichen Normen des gesellschaftlichen Handelns unabhängig zu machen. Zur Veranschaulichung führt er etwa das skandalöse Gebot der Feindesliebe an.<sup>24</sup> Seiner Meinung nach konvergieren die Maximen der Bergpredigt in der Gegenwart angesichts der atomaren Bewaffnung mit den Geboten der Vernunft:

„Allmählich scheint es sich herumzusprechen, daß die Bergpredigt Jesu das einzig mögliche humane Verhaltensprogramm für ein Überleben und Weiterleben auf unsrem Planeten geworden ist und daß sie deshalb auch die allein vernünftige Politik ist, die nicht mit unserer Selbstvernichtung enden muß.“<sup>25</sup>

Niemöller zieht aus dieser Einsicht für sich die Konsequenz eines radikalen Pazifismus. Anhand der Bergpredigt widerlegt er die Theorie des „gerechten Krieges“, wie sie gerade auch von christlicher Seite, etwa seit Augustinus, entwickelt worden ist.<sup>26</sup> Er scheut in diesem Zusammenhang auch nicht davor zurück, polemisch zu werden. Aufsehen erregt er etwa, als er die „Ausbildung zum Soldaten“ als eine „Hohe Schule für Berufsverbrecher“<sup>27</sup> bezeichnet. Der damalige Verteidigungsminister Franz-Josef Strauß verklagt ihn deswegen.

Die christliche Inspiration seines Handelns zeigt sich für Niemöller darin, dass es politisch wird, ohne dabei doch der üblichen, insbesondere parteipolitischen Logik zu gehorchen. An Luthers „Freiheit eines Christenmenschen“ könnte man in diesem Zusammenhang denken. So beweist er auch Mut, als er in den fünfziger Jahren, also mitten in der Zeit des „Kalten Krieges“, der Sowjetunion und der DDR Besuche abstattet. Adenauer meinte, dass ihm Niemöller mit solchen Eskapaden in den Rücken fallen würde.<sup>28</sup> Die Doktrin des Antikommunismus, die damals im Westen vorherrschte, wertete Niemöller als Ausdruck einer blinden Selbstverherrlichung der westlichen Welt. Sie versperrte den Blick dafür, wie sehr doch das Wollen der Kommunisten teilweise mit christlichen Motiven übereinstimmte. So erklärte er etwa gegenüber Vertretern der DKP beim evangelischen Kirchentag von 1973:

„Aber daß ich das, was die Kommunisten in der heutigen Situation wollen, weitgehend einfach nur als in der Nachfolge und im Geiste Jesu Christi geschehend tatsächlich anerkennen muß, das ist mir vollkommen klar geworden!“<sup>29</sup>

Diese bloß zufällige Konvergenz von kommunistischen und christlichen Intentionen impliziert aber auch, dass die Kommunisten durchaus eine ganz andere, nämlich

<sup>24</sup> Ebd.

<sup>25</sup> Ebd., S. 243 (Predigt am 18. 3. 1978 in Frankfurt).

<sup>26</sup> Vgl. insbesondere seinen Vortrag in Kassel am 25. 1. 1959. Ebd., S. 83-99.

<sup>27</sup> Ebd., S. 86.

<sup>28</sup> Vgl. hierzu die Erläuterungen von Walter Feurich. Ebd., S. 79-80.

<sup>29</sup> Ebd., S. 205. Vgl. auch aus dem selben Diskussionsbeitrag: „Ich würde meinen kommunistischen Menschenbrüdern sagen: ‚Ihr ahnt gar nicht, wieviel ihr tatsächlich im Geiste Jesu Christi lebt, ohne etwas von dem Meister, der diesen Weg vorangegangen ist und uns diesen Weg führt, zu wissen.‘“ Ebd., S. 206.

antichristliche Richtung in ihrer Politik einschlagen können. Dies wird von Niemöller – zumindest an dieser Stelle – nicht reflektiert.

Im Zusammenhang dieses Diskussionsbeitrages trifft er eine Feststellung, mit der er auch den Nerv unserer heutigen Zeit zu treffen scheint: „Wir sind heute mit unserer ganzen kapitalistischen Wirtschaft, mit diesem ‚Uns-verlassen-auf-den eigenen Vorteil‘ am Ende.“<sup>30</sup>

Wenn Niemöller angesichts solcher provokanten Stellungnahmen als Querkopf bezeichnet werden sollte, so würde er dies wohl als Ehrentitel akzeptieren. Aufgrund seiner christlichen Inspiration bricht er mit tonangebend gewordenen Überzeugungen, ohne sich dabei aber politisch oder ideologisch vereinnahmen zu lassen.

Seinem eigenen Gewissen zu folgen, bedeutet für ihn oftmals, der öffentlichen Meinung zu widersprechen. Dies zeigt etwa seine Entscheidung, anlässlich des Todes von Rudi Dutschke: Er stellt dem Studentenführer seine eigene Grabstelle auf dem Friedhof der Dahlemer Dorfkirche zur Verfügung, die ihm seit seiner Zeit als Pfarrer in Berlin Dahlem zusteht. Es tut doch gut, sich über die (vermutlichen) Reaktionen christlicher Spießbürger auf diese Entscheidung freuen zu können!

### 3

Niemöller hält nicht viel davon, den christlichen Glauben ergründen zu wollen. Was wirklich in diesem Glauben steckt, soll ihm zufolge erst durch das Tun offenbar werden. Er empört sich über einen Glauben, der kontemplativ bei sich selbst verharrt und darüber das Tun vernachlässigt: „Denn Glaube ist nicht etwas, was man beschreiben kann, ohne es zu tun. Glaube und Werk sind dasselbe. ‚Was würde Jesus dazu sagen?‘“<sup>31</sup> „Glaube“ und „Werk“ gehören nach Niemöller deswegen zusammen, weil es beim Glauben nur um die Ermöglichung eines konsequent sozialen Handelns geht. Die Rechtfertigungslehre Luthers stellt er unter diesem Aspekt in Frage; sie kreist allzu sehr um das persönliche Heil des einzelnen.<sup>32</sup> Indem man im Anderen das Du entdeckt, will man für ihn eintreten. Aus dem Rahmen fällt dieses Handeln deswegen, weil es nicht wie üblich aus Berechnung, sondern aus Vertrauen erwächst. „Glaube ist nicht zu denken, ohne daß wir – ohne daß ich – in einem persönlichen, also unmittelbaren Verhältnis zu der Person stehe, an die ich ‚glaube‘.“<sup>33</sup>

<sup>30</sup> Ebd., S. 206. Vgl. auch seine Stellungnahme in einem Artikel, der in „Le Monde“ am 16. 5. 1977 erschienen ist: „Ein blinder Glaube an das materielle Wachstum, das sich ungeschoren sein Teil vom Mehrprodukt nimmt, ist ebenso radikal anzugreifen wie die Übermacht einer Minderheit und die wachsende Unterentwicklung, d. h. der Hungertod unzähliger Menschen. Eine Zivilisation, die sich weigert, den Armen Gerechtigkeit zuteil werden zu lassen, also drei Vierteln der Bewohner dieses Planeten, kann man kaum das Prädikat ‚frei‘ geben. Die Front der Reichen muß zerbrochen werden! Eine brüderliche Menschheit ist zu bauen!“ Ebd., S. 237

<sup>31</sup> Ebd., S. 284. (Interview von 1980).

<sup>32</sup> „Der Mensch, der um Rechtfertigung kämpft, der dreht sich immer um sich selbst. Ich kann Gott nicht mehr loben als den, den mir Jesus als Bruder gegeben hat.“ Ebd.

<sup>33</sup> Ebd., S. 229 (Vortrag vom 27. 5. 1976 in Höchst, Odenwald).

Niemöller möchte das Christentum deswegen nicht als „Religion“ bezeichnen, weil damit die Wirklichkeit des Christentums als konsequent soziale Praxis nicht recht zur Geltung käme: „Christentum hat mit Religion überhaupt nichts zu tun!“<sup>34</sup> Wäre das Christentum eine „Religion“, so stünde bei ihm die Orientierung am Buche statt am Nächsten im Vordergrund. Dagegen: „Gottlob, das Christentum ist keine Buch-Religion,[...]“.<sup>35</sup> Dass Glaube und Handeln als Nachfolge Christi untrennbar zusammengehören, wird nach Niemöller vor allem durch Dietrich Bonhoeffer vor Augen geführt: „Dietrich Bonhoeffer hat es uns zur Zeit des „Dritten Reiches“ wieder klargemacht, daß Glaube und Nachfolge untrennbar zusammengehören, daß ich von Glauben nicht reden kann, wenn ich die Nachfolge ablehne.“<sup>36</sup> Der alte Niemöller geht sogar so weit, Vorbehalte gegenüber der Bibel zu formulieren: „Und ich glaube, daß die Bibel auch ein starker Verführer sein kann zu einem Glauben an den Buchstaben [...]“<sup>37</sup>.

Das Primat der Praxis in Niemöllers „Theologie“ spiegelt sich vor allem in seiner Frage wider: „Was würde Jesus dazu sagen?“<sup>38</sup> Walter Feurich hat recht, wenn er diese Frage als Titel für seine Sammlung von Predigten und Aufsätzen Niemöllers wählt. In einem Interview von 1980 gibt Niemöller darüber Auskunft, wie diese Frage für ihn diese Schlüsselfunktion gewinnen konnte.<sup>39</sup> Provoziert wird sie durch die Erfahrung, dass die christliche Lehre wegen ihrer Verquickung mit jeweils tonangebenden Interessen und Überzeugungen kraftlos geworden ist. Vielfach dient sie nur dazu, einem saturierten Bürgertum noch einen gewissen spirituellen Kick zu verschaffen. Dass sie plötzlich im Lichte herrschender Ideen – sei’s sozialistischer oder sei’s esoterischer Art – so gut einleuchtet, wird als ihre Weichspülung durchschaubar. Durch ein immanentes, philologisches Studium der christlichen Lehre kann man nach Niemöller deswegen nicht mehr an den Kern der Sache herankommen, weil sich in dieses Studium allzu leicht Beschwichtigungen im Namen der Vernunft einschleichen. Deswegen bevorzugt er diese anscheinend naive, von außen kommende Frage, um den brisanten Kern der christlichen Lehre wieder frei zu legen. Nicht der gelehrte, sondern der gleichsam kindliche Blick auf das Christentum kann angesichts der hoffnungslosen Infizierung des Christentums durch den Opportunismus noch weiter helfen. Nur so könnte

---

<sup>34</sup> Ebd., S. 203 (Diskussionsbeitrag am 29. 6. 1973). Diese Sicht des Christentums erinnert an diejenige des späten Dietrich Bonhoeffer. Z. B.: „Nicht der religiöse Akt macht den Christen, sondern das Teilnehmen am Leiden Gottes im weltlichen Leben [...] Jesus ruft nicht zu einer neuen Religion auf, sondern zum Leben.“ In: Dietrich Bonhoeffer: „Widerstand und Ergebung“. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft. Hg. von Eberhard Bethge. Gütersloh: Chr. Kaiser/Gütersloher Verlagshaus 1997, S. 180 f.

<sup>35</sup> Ebd., S.171 (Vortrag am 1. 11. 1962 in Wiesbaden)

<sup>36</sup> Ebd., S. 160 (Heinrich Grüber zum siebzigsten Geburtstag 1961).

<sup>37</sup> Ebd., S. 280.

<sup>38</sup> Ebd., S. 283.

<sup>39</sup> Ebd., S. 279.



noch deutlich werden, dass es beim Christentum primär auf ein radikales Handeln – im Sinne der Bergpredigt vor allem – ankommt. Niemöller spricht hier von der „Nachfolge Christi“.

Seit den Erfahrungen im „Dritten Reich“ bleibt für Niemöller die Skepsis gegenüber der Kirche eine Konstante. Im Jahr 1980 resümiert er: „[...] ich hab’ Gott sei Dank nie an die Kirche geglaubt, [...]“.<sup>40</sup> Nun, am Ende seines Lebens, erwägt er gar, wie Jesus die Kirche, bevor sie sich überhaupt als solche etablieren kann, schon wieder aus den Angeln hebt:

„Wer hat eigentlich die Kirche ins Leben gesetzt? Daß Jesus keine Kirche hat schaffen wollen, ist mir aus der Bergpredigt deutlich. Er hat sich an jeden Menschen gewandt, hat sich jedem verständlich gemacht. Das wird sichtbar in dem Reden in Gleichnissen. Vielleicht entzündet sich hier ein Funken. Das hieße Mission.“<sup>41</sup>

Die Rede Jesu an die Menschen ist von subversiver Einfachheit. Ihm kommt es darauf an, die Menschen da zu treffen, wo sie alle gleich sind. Seine Rede ist an „jeden“ adressiert. Sie richtet sich also nicht an bestimmte Kreise. Sie soll für jeden verständlich sein; sie setzt also keine Vorkenntnisse voraus. Schließlich redet Jesus in Gleichnissen, um seine Lehre ohne bestimmte intellektuelle oder bildungsmäßige Ansprüche vermitteln zu können.

Von Jesus auf diese Weise angesprochen, würden sich also die Menschen von selbst auf einer Ebene unterhalb ihrer gewöhnlichen sozialen und bildungsmäßigen Differenzen zusammenfinden können. Eine spezielle Institution wie die Kirche, welche diese Gemeinsamkeit für die Menschen auf eine patriarchalische Weise organisierte, wäre damit überflüssig. Sie würde nur davon zeugen, dass Jesus mit seiner Rede bei den Menschen noch nicht ganz angekommen wäre. Angesichts dieser sekundären Rolle der Kirche wendet sich Niemöller dagegen, der Kirche für die Lebendigkeit des Christentums eine allzu große Bedeutung zuzumessen. Der Schwerpunkt dafür liegt aus seiner Sicht bei dem einzelnen, der sich durch die Rede von Jesus, insbesondere seine Gleichnisse, angesprochen fühlt.

Der Skepsis gegenüber dem Wirken der Institution Kirche steht bei Niemöller die Offenheit für den möglichen „zündenden“ Kontakt zwischen der Rede Jesu und dem einzelnen gegenüber. Er spricht hier von „Mission“, die sich im Modus des „vielleicht“ vollziehen soll. Skepsis und Zuversicht verbinden sich auf diese Weise bei ihm.

Heidenfahrt, den 23. 1. 2012

---

<sup>40</sup> Ebd., S. 280.

<sup>41</sup> Ebd., S. 284.